

Politischen Literatur“ veröffentlicht. Den Anlass bot Christoph Cornelißens Biographie Gerhard Ritters, des seinerzeitigen Intimfeindes von Fritz Fischer, und so schloss sich am Ende der Kreis, den Böhme in der Zwischenzeit räumlich und zeitlich weit ausgesprochen hatte, viel weiter als die meisten seiner Kollegen. Böhme verschweigt seine Eigenschaft als Fischers-Schüler vollständig und stellt das Buch ausführlich und weithin lobend vor. Die Darstellung der Fischer-Kontroverse jedoch kritisiert er als unpolitisch und vermutet, dies sei „vielleicht“ aus Rücksicht auf Cornelißens Lehrer Wolfgang J. Mommsen geschehen, „der ja mit großer Aktivität die Nachhutgefechte gegen Fischers Kriegsschuldthese an[ge]führt“ habe. Evident sind alte Rechnungen immer noch offen und das lässt wohl den Schluss zu, dass Selbsthistorisierung Böhme wie so vielen seiner Generationsgefährten schwer fiel. Die in ihrer frühen Lebensphase eingeübten Frontstellungen behielten bei ihm am Ende die Oberhand.

Christof Dipper

### Beitrag für die „Neue Politische Literatur“ von Helmut Böhme

Gerhard Ritter: Historiker und „Nationalpädagoge“, in: Neue Politische Literatur 48 (2003), S. 185–191.

## Die Kommunikation der Kolonialmächte und die ‚transnationale Geschichte‘. Anmerkungen zu Ulrike Lindners Koloniale Begegnungen. Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880–1914

Wie das Motto des Berliner Historikertags 2010 „Über Grenzen“ illustrierte, ist die Überwindung nationalstaatlicher Perspektiven mittlerweile ein Thema für die deutsche Geschichtswissenschaft und hat zu einem Interesse deutscher Historiker an der Kolonialgeschichte geführt, das es in der Vergangenheit in diesem Ausmaß noch nie gegeben hatte.<sup>1</sup> Wer sich mit Kolonialgeschichte befasst, wird bald feststellen, dass die Kolonialmächte Europas aufgrund ihres unterschiedlichen Erfahrungsstands mit Kolonialbesitz und -verwaltung einander gegenseitig beobachteten. Zudem konkurrierten sie miteinander, nicht zuletzt auf der Ebene ihrer Selbstlegitimation, was sich in der kontrastiven Identifizierung ihrer jeweiligen Kolonialpolitiken als *indirect rule* (Britten) beziehungsweise *assimilation* (Franzosen und Portugiesen) niederschlug. Mittlerweile hat sich in der Forschung längst die Einsicht durchgesetzt, dass es sich dabei eher um legitimierende Selbstdarstellungen denn um Verwaltungsrealitäten handelte. Gleichwohl wurden bislang eher die Kontakte zwischen Kolonien innerhalb des britischen Empire im Hinblick auf Ämterrotationen und damit verbundene Transfer- und Lerneffekte untersucht, die mit einzelnen hochrangigen Kolonialbeamten wie Arthur Gordon oder George Grey verbunden waren.<sup>2</sup> Die Kolonisierten verschiedener Kolonialreiche, insbesondere die entstehenden Bildungseliten, sind hingegen schon seit längerem ein Thema der Forschung ebenso wie quer zu den Kolonialreichen liegende Typologien von Kolonien.<sup>3</sup> Auch einzelne Bereiche wie der Handel und die Mission werden in ihren wechselseitigen Kontakten und Beeinflussungen umfassend erforscht. Dagegen sind Forschungen zu direkten Kontakten zwischen verschiedenen europäischen Kolonialmächten und ihren Kolonien eher rar. Zu diesem brachliegenden Forschungsfeld leistet das fast 470 Textseiten umfassende Buch von Ulrike Lindner<sup>4</sup>, die publizierte Fassung ihrer Münchner Habilitationsschrift, einen wesentlichen Beitrag. Lindner hat in systematischer Weise die

1 Nur in den frühen 1970ern und Mitte der 1980er Jahre gab es aus Anlass der deutschen Kolonialexpansion hundert Jahre zuvor einige durchaus wichtige Publikationen, doch war diese Blüte wegen des geringen Interesses in Öffentlichkeit und bei den Fachkollegen schnell wieder zu Ende; etwa Hausen, Karin: Deutsche Kolonialherrschaft in Afrika. Wirtschaftsinteressen und Kolonialverwaltung in Kamerun vor 1914, Atlantis, Zürich 1970; oder Bley, Helmut: Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika 1894–1914, Leibniz, Hamburg 1968.

2 Zu Grey etwa Peires, Jeffrey: The Dead Will Arise. Nongqawuse and the Great Xhosa Cattle-Killing Movement of 1856–7, Ravan/Indiana UP/Currey, Johannesburg u. a. 1989, S. 45ff. und Belich, James: Making Peoples. A History of the New Zealanders. From Polynesian Settlement to the End of the Nineteenth Century, University of Hawaii Press, Honolulu 2001, S. 229ff.; zu Gordon: Marx, Christoph: Der Preis des Wohlwollens. Inder, Indigene und indirekte Herrschaft im britischen Empire, in: Jahrbuch für europäische Überseegegeschichte 4 (2004), S. 9–32.

3 Osterhammel, Jürgen/Jansen, Jan C.: Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen, Beck, München 2012.

4 Lindner, Ulrike: Koloniale Begegnungen. Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880–1914, Campus, Frankfurt a. M./New York 2011.

Verwaltungspraktiken, das kriegerische Vorgehen und die Ideologien der beiden Kolonialmächte Großbritannien und Deutschland auf dem afrikanischen Kontinent verglichen. An die Gegenüberstellung der europäischen Akteure angelagert sind zwei weitere Vergleiche ihrer benachbarten Kolonien im östlichen (Britisch- und Deutsch-Ostafrika) und im südlichen Afrika (Kapkolonie und Natal sowie Deutsch-Südwestafrika), wodurch sich das Bild der Kolonialmächte durch eine Analyse bestimmter kolonialer Situationen differenziert. Diese geht aber über den Vergleich hinaus, da sie die wechselseitigen Beziehungen, Beobachtungen und Beeinflussungen ebenfalls untersucht. Diese Kombination von Vergleich und Verflechtungsgeschichte richtet sich auf drei Themenfelder, die auch die Gliederung in drei große Kapitel bestimmen. Konkret folgt einem eher allgemein gehaltenen Vergleich der Interaktionen zwischen Deutschen und Briten ein Kapitel über koloniale Kriege und Aufstände sowie das besonders umfangreiche über Rassismus. Auf diese Weise bildet der inhaltlich-thematische Vergleich eine Art Querachse zum territorialen Vergleich in Afrika und zum nationalen in Europa.

Lindner geht von der besonderen Situation Deutschlands als Kolonialmacht aus, die über geringe Erfahrung verfügte, aber das Bedürfnis verspürte, sich von anderen Kolonialmächten abzugrenzen, indem sie sich entsprechend profilierte, aber gleichzeitig stärker als Großbritannien auf den Staatsapparat fixiert war. Dessen ungeachtet verstanden die Europäer die Kolonialherrschaft als gemeinsames Projekt, weshalb sie an den Aktivitäten der jeweils anderen interessiert und bereit waren, davon zu lernen. Deutschland setzte Maßstäbe vor allem bei der Wissenschaftlichkeit und in der vergleichsweise intensiven Erforschung der kolonialen Territorien, was die Briten bewunderten und genau vermerkten. Umgekehrt waren die Briten als die ungleich erfahrenere Kolonialmacht für die Deutschen gleichzeitig Vorbilder, von deren angesammeltem Wissen sie zu profitieren hofften, und Rivalen, von denen man sich abzusetzen suchte, um einen eigenen Weg zu finden (S. 9ff.). Der imperialen Kooperation stand darum stets die nationale Konkurrenz entgegen. Die Abgrenzung erfolgte demnach nicht nur von der afrikanischen, kolonialiserten Bevölkerung, sondern auch von den britischen Nachbarn (S. 17). Die afrikanische Bevölkerung kommt als historische Akteurin in Lindners Studie nur ansatzweise vor, allerdings erhebt sie auch nicht den Anspruch, einen Beitrag zur außereuropäischen Geschichte zu leisten, da die Kolonialmächte und deren Selbstverortungsanstrengungen im Zentrum ihres Erkenntnisinteresses stehen.

Im ersten Teil geht die Autorin auf Begegnungen und wechselseitige Wahrnehmungen ein, wobei die gegenseitige Beobachtung durch die Administrationen in London und Berlin sowie die Begegnungen und Reisen von Beamten, Missionaren und Politikern in den Kolonien besondere Aufmerksamkeit erfahren, namentlich die Reisen der deutschen Minister Dernburg und Solf in die beiden britischen Territorien. Bezeichnenderweise besuchte kein führender britischer Politiker jemals die deutschen Gebiete (S. 138). Die Asymmetrie des Interesses, die darin zum Ausdruck kommt, ist auf das Selbstbewusstsein der erfahrenen Kolonialmacht Großbritannien zurückzuführen, während in Deutschland und unter den deutschen Kolonialadministratoren besonders nach 1907 – mit dem Beginn der Dernburgschen Reformen – das Interesse am britischen Kolonialismus einen Höhepunkt erreichte (S. 39).

In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg und jeweils in Krisensituationen, wenn die Kolonialherrschaft durch die afrikanische Bevölkerung offen herausgefordert wurde, erfolgte ein Schulterschluss, wie überhaupt eine allmähliche Annäherung stattfand, die sich etwa auch darin zeigte, dass deutsche Wissenschaftler häufiger in britischen Zeitschriften publizierten. Empirisch erst noch einzulösen wäre dagegen Lindners Behauptung, dass Deutschland sich deutlich weniger an der französischen Kolonialmacht orientierte als an

Großbritannien (S. 40). Dazu müsste man französische Kolonien wie Gabun als Nachbar Kameruns oder Dahomey als Nachbar Togos hinzuziehen, was möglicherweise ein anderes Bild ergeben würde. Die Beobachtung, dass Deutsche und Briten die Praxis der Segregation teilten (S. 34), rührt indes weniger von abstrakten Grundprinzipien der Kolonialpolitik als vielmehr von der Praxis in Siedlungskolonien, wozu alle vier von Lindner untersuchten Territorien gehörten.<sup>5</sup>

Die Bewohner der Kolonien – Beamte, Siedler und Missionare – entwickelten situativ geprägte Beurteilungen ihrer Nachbarn, wobei es sowohl zu intensiver Zusammenarbeit als auch zu von Prestigebedürfnissen diktierten Aktionen wie der Ausweisung der britischen Missionare aus Deutsch-Ostafrika kam, weil sie von den Deutschen für die Aufwiegelung der afrikanischen Bevölkerung verantwortlich gemacht wurden (S. 213). Die Verfasserin unterstreicht, dass die Situation in den jeweiligen Regionen zu oft sehr unterschiedlichen Verhaltensformen führte.

Aufschlussreich ist Lindners Beobachtung, dass bei aller Orientierung am britischen Vorbild sich oft das deutsche Bedürfnis nach Profilierung und Abgrenzung geltend machte. Es äußerte sich in der stärkeren Orientierung auf den Staat und in der Ablehnung der britischen Priorisierung ökonomischer Zielsetzungen (S. 57). Das Stereotyp des britischen Krämergeistes färbte unzweifelhaft diese Beurteilung, ohne dass Lindner auf solche populären Bilder explizit eingeht. Die deutsche Selbsteinschätzung, die eigene Kolonialpolitik sei wissenschaftlich fundierter als jene der Briten, wäre es wert, weiter verfolgt zu werden im Hinblick auf die Frage, ob es einen Zusammenhang zwischen der Betonung der eigenen Wissenschaftlichkeit und dem Vertrauen auf den starken Staat geben könnte. Aus ihren wissenschaftlichen Erkenntnissen bezogen die Deutschen ihre Ablehnung der britischen Haltung gegenüber der afrikanischen Bevölkerung, die sie insbesondere in der Kapkolonie zu liberal fanden (S. 58ff.). Da erstaunt es wenig, dass die Deutschen keine Kritik an britischen Brutalitäten äußerten (S. 63), da sie diese in ihren eigenen Kolonien als rassistisch gerechtfertigt ansahen und sie sich eine funktionierende kolonialstaatliche Ordnung nur als strikte rassistische Hierarchie vorstellen konnten. Umgekehrt erkannten die Briten die deutschen wissenschaftlichen Erkenntnisse bereitwillig an, zogen daraus aber keineswegs den Schluss, dass die Deutschen deswegen die besseren Kolonialherren seien. Das läuft, wie auch bei den Beobachtungen Lindners in den späteren Kapiteln, deutlich auf eine wechselseitige Verstärkung verbreiteter Bilder über die jeweils anderen hinaus: deutsche Prinzipienreiterei und Staatsvergötzung gegen britischen Pragmatismus (S. 222) – was die koloniale Realität durchaus adäquat beschrieb.

Ein weiteres umfangreiches Kapitel ist den Kolonialkriegen gewidmet, wobei die Autorin gleich zu Beginn als deren Besonderheit das Ziel der völligen Unterwerfung hervorhebt. Dessen ungeachtet kritisierten die Briten auch exzessives und unangemessenes Verhalten, etwa das Vorgehen von Carl Peters in Ostafrika (S. 205 u. 209). Sie hielten sich aber auffallend mit Kritik an der Art und Weise zurück, wie die deutsche Armee in Südwestafrika gegen die Herero und Nama Krieg führte. Nur den berüchtigten Vernichtungsbefehl von General von Trotha, der Frauen und Kinder einbezog, verurteilten sie (S. 238f.).

Ein besonders wichtiger Befund dieser Untersuchung ist das Ausmaß der wechselseitigen Unterstützung im Fall kolonialer Kriege. Weitaus stärker als bislang wahrgenommen unterstützten die Briten materiell und infrastrukturell die Deutschen in beiden Kolonien, wo-

5 Vgl. dazu Marx, Christoph: Siedlerkolonien in Afrika. Versuch einer Typologie, in: Becker, Frank (Hrsg.): Rassenmischehen – Mischlinge – Rassentrennung. Zur Politik der Rasse im deutschen Kolonialreich, Steiner, Stuttgart 2004, S. 82–96.

bei vor allem in Südwestafrika diese Unterstützung möglicherweise sogar kriegsentscheidend war (S. 219f., 225 u. 258ff.). Umgekehrt leiteten die Deutschen daraus Ansprüche auf aktive Waffenhilfe etwa bei der Verfolgung in die Kapkolonie geflohener Guerillaführer ab. Die eher zurückhaltend reagierende Kapkolonie wurde in einigen Fällen von der britischen Regierung aus außenpolitischen Erwägungen zur Kooperation gedrängt (S. 255ff.). Auch in diesem Kapitel geht Lindner von eher strukturellen Untersuchungen zur personalen Ebene über, indem sie die Aufzeichnungen einzelner Verbindungsoffiziere auswertet und durch die Einbeziehung solcher Perspektiven die Ergebnisse ihrer Studie weiter ausdifferenziert und gleichzeitig empirisch untermauert (S. 240ff.) In diesem Kapitel kann sie auch die Wechselseitigkeit stärker einbeziehen, da die Deutschen ihrerseits die Niederschlagung der Bambatha-Rebellion in Natal beobachteten, einer Kolonie, die übrigens nicht, wie die Autorin behauptet, von Großbritannien unabhängig war (S. 281), wohl aber sich im Sinn des *responsible government* selbst verwalten konnte. Bezeichnenderweise kritisierte der deutsche Konsul in Durban keineswegs die aus heutiger Sicht völlig überzogene Reaktion der Siedlerregierung Natal's, sondern er befand vielmehr die Mäßigungsversuche Londons als unangemessen (S. 290).

Das letzte und umfangreichste Kapitel des Buches befasst sich mit dem Rassismus in Siedlungskolonien. Die ausgezeichnete vergleichende Arbeit von Stephan Kühl<sup>6</sup> zum Rassismus ist Lindner offenbar nicht bekannt, doch entwickelt sie aufgrund ihres empirischen Materials eine Analyse der wechselseitigen Wahrnehmung und Beurteilung, die ihre bisherigen Befunde bestätigt und durch zahlreiche weitere Beispiele erweitert. In Deutschland stellt sie eine größere Einheitlichkeit rassistischer Positionen als in England fest, das durch größere Vielfalt der Auffassungen geprägt war (S. 310ff.). Den Grund dafür sieht sie abermals in der stärkeren Orientierung auf den Staat, dem die Deutschen die Aufgabe der Durchsetzung einer Rassenordnung zuwiesen (S. 315), woraus sich erklärt, warum nur sie ein gesetzliches Mischehenverbot einführen (S. 342). Dabei unterstreicht Lindner, dass die Ausgrenzung in den britischen Territorien oft ebenso rigoros, nur eben nicht formalisiert war, sondern über gesellschaftliche Institutionen wie die Clubs durchgesetzt wurde (S. 339). Immerhin verhielt sich die Reichsregierung aus diplomatischen Gründen flexibler als ihre Kolonialbeamten, die vor allem in Südwestafrika oft die unnachgiebigen Vertreter einer harten Linie waren. Das Beispiel einer ‚gemischtrassigen‘ Familie aus der Kapkolonie, die in Südwestafrika als ‚Eingeborene‘ eingestuft wurden (S. 362ff.), obwohl sie britische Staatsbürger waren, sowie die Situation der Wanderarbeiter aus der Kapkolonie, die sich über die schlechte Behandlung durch die Deutschen in Südwestafrika beklagten (S. 377ff.), bestätigen eindrücklich ihre Befunde. Darüber hinaus fällt aber auch auf, wie sehr einzelne Kolonialbeamte ihre besonders rigiden Vorstellungen umsetzen konnten, sobald sie auf einflussreichen Posten saßen wie gerade der letzte Gouverneur von Südwestafrika, Theodor Seitz, der häufig auch die Direktiven des Kolonialamts in Deutschland missachtete und von allen Alternativen immer die radikalste im Sinn der von ihm angestrebten Rassenordnung wählte.

Lindner konzentriert sich in der Auswahl ihrer Themen auf die für koloniale Herrschaft zentralen Elemente: Gewalt und Rassismus. Sie lässt sich erfreulicherweise nicht auf die modischen Spekulationen über ‚Kolonien als Laboratorien der Moderne‘ ein, die randständige Aspekte über Gebühr hervorheben und eher dazu angetan sind, die gewaltsame Seite des Kolonialismus herunterzuspielen. Im übrigen sind die Vertreter dieser These bislang die

6 Kühl, Stefan: Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert, Campus, Frankfurt a. M./New York 1997.

empirischen Beweise schuldig geblieben.<sup>7</sup> So reicht der generelle Verweis, dass die Zuckerplantagen moderne Großbetriebe waren, keineswegs als Beweis aus, dass Produktionsformen wie die moderne Fabrik darauf zurückzuführen sind. In der Tat spricht auch nicht allzu viel dafür, eher dürften Vorläufer moderner Großbetriebe in den Werften der frühen Neuzeit zu finden sein, wo die seinerzeit komplexesten Maschinen, nämlich Segelschiffe, hergestellt wurden. Der Umstand, dass Großbritannien als das führende Land im Schiffsbau auch das Ursprungsland der Technisierung und Industrialisierung war, ist in Untersuchungen zur Vorgeschichte der Industrialisierung bislang kaum thematisiert worden. Zudem übersehen die Fürsprecher der Formel von der *colonial modernity*, dass häufig in Europa bereits als überholt abgeschaffte Regelungen wie die *Masters and Servants Acts* in die Kolonien exportiert wurden.<sup>8</sup> Statt Laboratorien der Moderne waren Kolonien die Orte, an denen in Europa überlebte Institutionen weiterexistieren konnten.

Einige der Befunde, die Lindner im abschließenden Kapitel noch einmal zusammenfasst, müssten bei einer Einbeziehung anderer Regionen und Kolonialmächte möglicherweise revidiert, sicherlich aber modifiziert werden. So wäre ihre Schlußfolgerung, der intensive Rassismus der Deutschen sei auf ihren späten Eintritt in den Kreis der Kolonialmächte zurückzuführen (S. 465), durch einen Vergleich mit anderen Nachzügler, etwa Italien oder Belgien, zu überprüfen. Die Briten hatten ihr zufolge kein Prestigeproblem, wie es die Deutschen zu ihrem besonders harten Vorgehen gegen die Afrikaner veranlasste. Dies gilt sicherlich für die von Lindner untersuchten Regionen, doch die exzessive Gewalt der Briten in Indien nach dem großen Aufstand von 1857 spricht da eine andere Sprache<sup>9</sup> und das Vorgehen gegen die Mau-Mau-Guerilla im Kenia der 1950er Jahre kann hinsichtlich der Lernfähigkeit oder gar zunehmender Humanität auf seiten der Kolonialmächte zu denken geben.

Lindners Arbeit besticht durch ihre empirische Breite und Gründlichkeit, wodurch die Thesen durchweg nachvollziehbar sind und die Unterschiede zwischen Deutschen und Briten, aber auch die Ähnlichkeiten in Vorgehen und Selbstverständnis, auf den verschiedenen Ebenen des Handelns hervortreten. Allerdings ist der Anspruch, die erste Studie zur wechselseitigen Wahrnehmung von Kolonialmächten vorgelegt zu haben, unzutreffend, denn die Dissertation von Alexander Keese hat dies bereits einige Jahre zuvor für das gesamte französische und portugiesische Kolonialreich in Afrika unternommen.<sup>10</sup> Keeses Beitrag ist im Gegensatz zu Lindners Buch gleichzeitig ein Beitrag zur afrikanischen Geschichte, da er zentrale Themen wie die Rolle traditioneller Chiefs gegenüber den Bildungseliten behandelt und diese bei ihm auch als historische Akteure in Erscheinung treten. Gleichwohl liegt der Focus seiner Untersuchung auf dem Kolonialismus von Franzosen und Portugiesen. Dabei

7 Vgl. Conrad, Sebastian: Doppelte Marginalisierung. Plädoyer für eine transnationale Perspektive auf die deutsche Geschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), H. 1, S. 145–169, hier S. 155ff., der einige, eher randständige Beispiele nennt, sich aber bezeichnenderweise mit rassistischen Diskursen auseinandersetzt und der Möglichkeit, dass diese die Transfers kolonialer Institutionen in die ‚Metropolen‘ blockieren können. So ist etwa sein von Mintz bezogenes Beispiel, dass der Konsum von Zucker in England zur Formierung der dortigen Arbeiterklasse beigetragen hätte, in der Betonung einer direkten Kausalität geradezu grotesk.

8 Anderson, David: Policing the Settler State. Colonial Hegemony in Kenya. 1900–1952, in: Engels, Dagmar/Marks, Shula (Hrsg.): Contesting Colonial Hegemony. State and Society in Africa and India, British Academic Press, London/New York 1994, S. 248–264.

9 Mann, Michael: Geschichte Indiens. Vom 18. bis zum 21. Jahrhundert, UTB, Paderborn 2005, S. 102ff.

10 Keese, Alexander: Living with Ambiguity. Integrating an African Elite in French and Portuguese Africa, 1930–62, Steiner, Stuttgart 2007.

legt er keine falsche Ehrfurcht gegenüber den etablierten Autoritäten der Sekundärliteratur an den Tag – und das mit gutem Grund. Keese wirft ihnen vor, die liebgewordenen Stereotypen von den *chiefs* als atavistischen Tyrannen und den modernisierungsorientierten Bildungseliten ebenso zu bedienen, wie sie die eingefahrenen Bilder von der durch und durch lernunfähigen portugiesischen Kolonialherrschaft weiter ausmalen, ohne sich durch die Aktenlage in den Archiven irritieren zu lassen. Er selbst kann nun in glänzender Weise mit vielen dieser eingefahrenen Klischees aufräumen, indem er in großer Breite – er behandelt Kolonien, die etwa den halben Kontinent ausmachen! – nachweist, dass vieles ganz anders war, als in der Sekundärliteratur behauptet wird. Keese relativiert massiv die Bedeutung des Nationalismus der afrikanischen Eliten gegenüber anderen Formen politischer und gewerkschaftlicher Aktivität; er zeigt, wie sehr die Gefahr des Kommunismus, die die Kolonialadministratoren nach dem Zweiten Weltkrieg in nahezu jedem Protest von Afrikanern witterten, deren Handlungsweisen prägten. Entgegen verbreiteter Annahmen waren die portugiesischen Kolonialverwalter durchaus lern- und reformfähig, wenn auch in den engen Grenzen des *Estado Novo*. Seine Arbeit entwickelt in vielem ein ganz neues Bild und liefert mehr Unerwartetes als Lindner, was nicht zuletzt mit der eher ungewöhnlichen Auswahl seiner Forschungsgegenstände zusammenhängt.

Keese ist auch methodisch raffiniert, da er Lücken und blinde Flecken in der überlieferten Selbstbeschreibung der jeweiligen Kolonialmächte durch die Beobachtung seitens ihrer Nachbarn kompensiert. Auf breiter empirischer Grundlage kann er nachweisen, dass Franzosen und Portugiesen einander intensiv beäugten, übereinander berichteten und dadurch lernten, die Fehler der jeweils anderen zu vermeiden beziehungsweise ihnen auf erfolgversprechenden Wegen zu folgen. Hier wird der Vergleich in anderer Form als bei Lindner fruchtbar gemacht, indem Informationsdefizite der Quellen ausgeglichen werden.

Die beiden Arbeiten behandeln allerdings unterschiedliche Zeiträume, jeweils andere Kolonialmächte und andere Kolonietypen – im Fall Lindners Siedlerkolonien –, woraus sich teilweise die differenten Herangehensweisen und Perspektiven ergeben. Doch fällt auf, dass Lindner sich in stärkerer Abhängigkeit von aktuellen Trends in der Geschichtswissenschaft bewegt, insbesondere bezieht sie sich häufig auf die ‚transnationale Geschichte‘, die in den letzten zehn Jahren geradezu einen Führungsanspruch entwickelt hat und als besonders innovativ und zukunftsweisend gilt. Gerade darum soll nun das Thema ‚Transnationalität‘ etwas ausführlicher diskutiert werden, da es sich um ein Konzept mit ausgesprochen breiter Resonanz gerade in der deutschen Geschichtswissenschaft handelt.

Die angebliche Unvereinbarkeit von Vergleich und Verflechtungsgeschichte<sup>11</sup> wird von Lindner wie Keese überzeugend widerlegt. Es ist unbestritten, dass wechselseitige Kontakte die Vergleichbarkeit beeinträchtigen können. Doch ist die Methodik des Vergleichs, dies hat gerade Hartmut Kaelble mit seinen theoretischen Ausführungen zum Thema be-

11 Vgl. Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini: Einleitung, in: dies. (Hrsg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Campus, Frankfurt a. M./New York 2002, S. 9–49, hier S. 14f. Eine differenziertere Position findet sich bei Michael Werner und Bénédicte Zimmermann, deren Ausführungen auf eine Weiterentwicklung der Verflechtungsgeschichte zu einer *histoire croisée* abzielen, die ihren Beispielen nach zu schließen allerdings dem zeitlich begrenzten Rahmen der ‚transnationalen Geschichte‘ eher Rechnung tragen: Werner, Michael/Zimmermann, Bénédicte: Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), H. 4, S. 607–636, bes. S. 628ff. Zu einer Einschätzung dieses Konzepts s. Dam, Peter van: *Vervlochten geschiedenis. Hoe histoire croisée de natiestaat bedwingt*, in: *Tijdschrift voor Geschiedenis* 125 (2012), H. 1, S. 97–109.

wiesen,<sup>12</sup> mittlerweile so differenziert, dass eine reflektierende Verwendung vergleichender Ansätze eine Vereinbarkeit mit der Verflechtungsgeschichte keineswegs ausschließt. Die beiden genannten Studien sind gelungene Beispiele dafür, dass durch eine solche Kombination wichtige Erkenntnisse gewonnen werden können. Lindner verwendet zwar den Begriff der ‚Transnationalität‘, doch käme ihre Argumentation auch ohne ihn aus. Dies verhält sich anders bei programmatischen Texten, die ihn ins Zentrum konzeptioneller Überlegungen rücken und von denen im folgenden die Rede sein soll.

Ein vorgeblich neues<sup>13</sup> Forschungsfeld wie die Verflechtungsgeschichte kann sich leichter durchsetzen, wenn sie die Reichweite etablierter Methoden in Frage stellt oder ganz bestreitet. Dabei kann man es sich natürlich auch leicht machen, indem man behauptet, die komparative Methode würde vor allem oder gar ausschließlich Nationalstaaten miteinander vergleichen.<sup>14</sup> Dann erscheint es in der Tat so, als verharre der vergleichende Ansatz in einer Sichtweise, die den Nationalstaat als Grundeinheit, mit der Historiker sich befassen, absolut setzt. Doch haben etwa Jürgen Kocka und Heinz-Gerhard Haupt in der Einleitung eines von ihnen herausgegebenen Sammelbandes, der die Möglichkeiten von Vergleich und ‚transnationaler Geschichte‘ auslotet, unterstrichen, dass dies keineswegs der Fall ist. Die Vergleichseinheiten müssen keineswegs Nationalstaaten sein, es kann sich auch um Regionen, Städte, soziale Schichten handeln.<sup>15</sup> Tatsächlich diskutieren Kocka und Haupt vergleichende und transnationale Ansätze mit deutlich unterschiedlicher Gewichtung. Während der Vergleich eine sehr differenzierte und die verschiedenen Möglichkeiten und Probleme auslotende Behandlung erfährt, verschwindet das Wort ‚transnational‘ in ihren Ausführungen über Verflechtungsgeschichte, deren Bedeutung mit einer unübersehbaren Zurückhaltung betrachtet wird. Auch Jürgen Osterhammel warnt in einem Vorwort zu seinem überarbeiteten und übersetzten Beitrag aus dem Jahr 2001 vor einem übertriebenen Vertrauen in die ‚transnationale Geschichte‘ als universalem Erklärungsansatz. Auch bestreitet er, dass sich Vergleich und Verflechtungsgeschichte wechselseitig ausschließen.<sup>16</sup> Dies deckt sich auch mit dem Anspruch seines Sammelbandes ‚Das Kaiserreich transnational‘<sup>17</sup>.

12 Zu den Forschungsgegenständen des historischen Vergleichs s. Kaelble, Hartmut: *Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert*, Campus, Frankfurt a. M./New York 1999, bes. S. 135ff.

13 Menschen, die miteinander in Kommunikation treten, bleiben davon nicht unbeeinflusst, Kommunikation ist keine Einbahnstraße. Die außereuropäische Geschichte hat diese recht einfache Erkenntnis schon vor Jahrzehnten methodisch fruchtbar gemacht und innerhalb postkolonialer Staaten eine Geschichte ‚von unten‘ entwickelt. Vgl. etwa zu Südafrika: Saunders, Christopher C.: *The Making of the South African Past. Major Historians on Race and Class*, Phillip, Cape Town/Johannesburg 1988; oder zu Ostafrika: Feierman, Steven: *Peasant Intellectuals. Anthropology and History in Tanzania*, University of Wisconsin Press, Madison, WI 1990. Auch die *Subaltern Studies* sind eigentlich nichts anderes als der Versuch, die Kommunikation als wechselseitige Interaktion sicht- und hörbar zu machen.

14 Conrad: *Doppelte Marginalisierung* (wie FN 7), S. 146.

15 Kocka, Jürgen/Haupt, Heinz-Gerhard: *Comparison and Beyond. Traditions, Scope, and Perspectives of Comparative History*, in: dies. (Hrsg.): *Comparative and Transnational History. Central European Approaches and New Perspectives*, Berghahn, New York 2009, S. 1–30, hier S. 16. Wenn Kritiker des Vergleichs wie Werner und Zimmermann empirisch nachweisen, dass ein Vergleich der deutschen und französischen Hochschulsysteme nicht möglich sein, haben sie bereits verglichen, d. h. das Erkenntnispotential des Vergleichs erschöpft sich keineswegs in einer vorher schon festgestellten Vergleichbarkeit der Gegenstände, auch der Befund der Unvergleichbarkeit setzt den Vergleich voraus.

16 Osterhammel, Jürgen: *A 'Transnational' History of Society. Continuity or New Departure?*, in: ebd., S. 39–51, hier S. 39.

17 Osterhammel, Jürgen/Conrad, Sebastian: *Einleitung*, in: dies. (Hrsg.): *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2004, S. 7–27, hier S. 13.

Mittlerweile ist jedoch die ‚transnationale Geschichte‘ geradezu allgegenwärtig, sie wird zum Gütesiegel für innovative Forschung, zu einem *catch-all* Begriff, unter den die *Postcolonial Studies*<sup>18</sup>, Verflechtungsgeschichte, Transfergeschichte und andere Ansätze subsumiert werden. Sammelbände mit Forschungsaufsätzen international renommierter Historikerinnen und Historiker laufen unter dem falsche Erwartungen weckenden *label* ‚transnationale Geschichte‘. Um nur ein Beispiel zu nennen: In einem dieser Bände findet sich ein Beitrag von Charles Maier über Territorialität zwischen 1600 und 2000, ein Aufsatz von Osterhammel über Imperien, ein historiographiegeschichtlicher Text von Georg Iggers und Ausführungen von Manfred Hildermeier zum Vergleich (!). Die Schubkraft der ‚transnationalen Geschichte‘ stammt aus dieser Bündelung disparater Forschungsansätze, die oft mit ‚Transnationalität‘ nicht viel zu tun haben.<sup>19</sup>

Tatsächlich kann ‚Transnationalität‘ in doppelter Hinsicht als Neuanfang verstanden werden. Zunächst benennt sie eine Perspektiverweiterung der bis vor kurzem noch sehr national beschränkten deutschen Geschichtswissenschaft; es handelt sich also gewissermaßen um ein *de-provincialising* Europas. Die Geschichte tritt aus der selbstverschuldeten Enge einer Legitimationswissenschaft des Nationalstaats hinaus, indem sie dessen Begrenzung erkennt. Als historiographischer Neuanfang stellt sie damit die Nationalgeschichte als monadenhafte, ihre Erklärung in sich selbst findende Geschichtserzählung in Frage – und das mit gutem Grund. Oft aber kommt sie über Postulate dessen, was von einer neuen Geschichtswissenschaft zu erwarten sei, kaum hinaus.<sup>20</sup> Und allzu häufig wird zwischen der methodischen und perspektivischen Erweiterung der Wissenschaft und ihrem Gegenstand, dem Nationalstaat selbst, nicht sauber getrennt, was zu der spezifischen Unschärfe des Begriffs ‚transnationale Geschichte‘ maßgeblich beiträgt.<sup>21</sup> Die Überwindung einer nationalgeschichtlichen Perspektive gerät darum oft zum fruchtlosen Bemühen, die Nation aus der Geschichte herauszuargumentieren.<sup>22</sup>

Geht man auf den Wortsinn von ‚transnationaler Geschichte‘ genauer ein, so wird sofort erkennbar, dass seine Anwendungsmöglichkeiten höchst eingeschränkt sind. Die Vorsilbe ‚trans‘ macht unmißverständlich deutlich, dass ‚transnational‘ die Überwindung des Nationalen und nichts anderes meint. Nun kann man über die Nation und den Nationalstaat logi-

scherweise nur dann hinausgehen, sie als Historiker perspektivisch überschreiten, wenn sie überhaupt existieren. Freilich gab es bereits im 19. Jahrhundert Nationalismus, in Europa (!) existierten auch schon Nationalstaaten, doch weist Osterhammel zu recht darauf hin, dass sich das 19. Jahrhundert mit guten Gründen als Zeitalter der Imperien charakterisieren lässt.<sup>23</sup> Dies sollte eigentlich zur Vorsicht mahnen, nicht Entwicklungen als ‚transnational‘ zu beschreiben, die mit dem Nationalstaat möglicherweise gar nichts zu tun haben. Erst der Nationalstaat hat die Geschichtswissenschaft in Form einer historischen Legitimationswissenschaft vereinnahmt, sodass die Existenz nationalistischer Strömungen, die es natürlich schon zuvor gab, für die Herausbildung einer Nationalgeschichte und ihrer Überwindung, der ‚transnationalen Geschichte‘, allein noch kein ausreichender Beleg sind.<sup>24</sup> In der Tat gewinnt ‚transnationale Geschichte‘ erst dann wirkliche Aussagekraft, wenn der Nationalstaat zum normativen Ordnungsmodell geworden ist, das heißt wenn Alternativen (Reiche, Republiken, Imperien, Stadtstaaten etc.), auf die sich das Verhalten von Menschen ebenfalls beziehen könnte, wegfallen. Das war aber in Europa erst nach dem Ende des Ersten Weltkriegs mit der Auflösung der großen Imperien der Fall, in weiten Teilen der Welt sogar erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Die nationalstaatliche Abschottung dagegen war eine Reaktion auf die sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts verstärkende weltweite Vernetzung, die wir uns angewöhnt haben als ‚erste Globalisierung‘ zu bezeichnen. Die nationalistische Retardierung, die ökonomischen Autarkiebestrebungen der Zwischenkriegszeit waren eine Abwehrreaktion gegen diese sich steigernde Globalisierung.<sup>25</sup> Erst mit der Auflösung der letzten großen Imperien in Europa nach dem Ersten Weltkrieg und der Dekolonisation nach dem Zweiten setzte sich der Nationalstaat als normatives Modell einer staatlich segmentierten Ordnung der Welt durch. ‚Transnational‘ erfüllt nur in diesem Kontext einen Sinn als Überschreitung dieser normativen Ordnung.

‚Transnationale Geschichte‘ kann daher nur für die Zeitgeschichte ein sinnvoller und aussagekräftiger Begriff sein.<sup>26</sup> Wendet man ihn dagegen auf frühere Epochen an, erreicht er genau das Gegenteil dessen, was er beabsichtigt: Er erhebt den Nationalstaat in anachronistischer Weise zu einer allgegenwärtigen Referenzeinheit. Die Nation bleibt für die ‚transnationale Geschichte‘ das Zentralgestirn, der absolute Bezugspunkt historischer Rekonstruktion.

So schlägt Margrit Pernau in ihrem Einführungsbuch ‚Transnationale Geschichte‘<sup>27</sup> sogar die Studien Braudels über das Mittelmeer und die neueren Forschungen über die Welt des Indischen Ozeans den transnationalen Studien zu und umreißt als Aufgabenfeld der ‚transnationalen Geschichte‘ die ‚Untersuchung von Geschichte, die sich nicht in nationalen

18 S. dazu den höchst erhellenden Aufsatz von Reinhard, Wolfgang: Postkoloniale Intellektuellen-diaspora, in: Burschel, Peter/Gallus, Alexander/Völkel, Markus (Hrsg.): Intellektuelle im Exil, Wallstein, Göttingen 2011, S. 89–112.

19 Budde, Gunilla/Conrad, Sebastian/Janz, Oliver (Hrsg.): Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2006.

20 Dies gilt etwa für die Internet-Plattform ‚Transnationale Geschichte‘ im Rahmen von H-Soz-u-Kult und Clio-Online, URL: <<http://geschichte-transnational.clio-online.net/transnat.asp?pn=about>> [Zugriff: 07.02.2013]. Dort wurden zwischen 2005 und 2008 ganze sieben Aufsätze veröffentlicht, danach keiner mehr. Bei den Diskussionen kam es bislang zu 22, wovon nur zwei nach 2007 datiert sind. In der Rubrik ‚Projektankündigungen‘ findet sich vieles, doch nur wenig hat mit ‚transnationaler Geschichte‘ zu tun, sondern meist handelt es sich um Verflechtungs- oder Transfergeschichte. Dies lässt doch leichte Zweifel aufkommen, ob Margrit Pernau wirklich recht hat mit ihrer Feststellung, dass es sich bei der Transnationalen Geschichte um einen der Bereiche handelt, „der zurzeit am stärksten expandiert“, Pernau, Margrit: Transnationale Geschichte, UTB, Göttingen 2011, S. 7.

21 S. auch Patel, Kiran Klaus: Überlegungen zu einer transnationalen Geschichte, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 52 (2004), S. 626–645, hier S. 630.

22 Vgl. Mettele, Gisela: Eine „Imagined Community“ jenseits der Nation. Die Herrnhuter Brüdergemeine als transnationale Gemeinschaft, in: Geschichte und Gesellschaft 32 (2006), H. 1, S. 44–68, die nach einer Entsprechung zur *imagined community* im transnationalen Feld sucht. Dabei hat Anderson die Nation gerade deswegen untersucht, weil Nationalismus die Menschen in einer Intensität bewegt, wie es multiple Identitäten eben nicht vermögen.

23 Osterhammel, Jürgen: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, Beck, München 2009, Kap. 8.

24 Dies verweist auch auf die viel weiterführende Diskussion über die legitimatorische Funktion der Geschichtswissenschaft beziehungsweise ihr subversives Potential, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann. Dazu allg. Reinhard, Wolfgang: Geschichte als Delegitimation, in: Jahrbuch des Historischen Kollegs (2002), S. 27–37.

25 Vgl. Marx, Christoph: Globalizing Cities. Ethnicity and Racism in Vancouver and Johannesburg in the First Wave of Globalization, in: Butler, Martin/Gurr, Jens Martin/Kaltmeier Olaf (Hrsg.): EthniCities. Metropolitan Cultures and Ethnic Identities in the Americas, Wissenschaftlicher Verlag Trier, Trier 2011, S. 13–27.

26 Einer der wenigen Autoren, der dies in aller Klarheit feststellt, aber doch die Zeit seit dem späten 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart zum ‚Einzugsbereich‘ zählt, ist Patel: Überlegungen (wie FN 21), S. 628 u. 634f. S. auch Calvin, Patricia: Defining Transnationalism, in: Contemporary European History 14 (2005), H. 4, S. 421–439, hier S. 428ff.

27 Pernau: Transnationale Geschichte (wie FN 20), S. 95.

Grenzen erfassen lässt, sei es, weil sie sich auf kleinere oder größere Einheiten bezieht, sei es, weil sie sich in einem konzeptionellen Rahmen bewegt, in dem die Nation keine oder zumindest keine wichtige Kategorie darstellt" (S. 95). Es ginge darum, „durch transnationale Geschichte die Selbstverständlichkeit der Kategorie der Nation selbst infrage zu stellen“ (S. 18). Aber genau das Gegenteil geschieht, wenn man ‚transnationale Geschichte‘ in Regionen und historische Epochen exportiert, in denen von Nationen überhaupt nicht die Rede sein kann.<sup>28</sup> Schließlich ist es ja genau umgekehrt: Der Nationalstaat ist walthistorisch eine Rarität und alles andere als eine Norm. Wer alles, was nicht nationalstaatlich ist, kurzerhand unter ‚Transnationalität‘ subsumiert, erhebt ihn erst zur weltgeschichtlichen Norm und erreicht letztlich das Gegenteil dessen, auf was er eigentlich abzielte: Die intendierte Subversion gerät zur Affirmation des Abgelehnten.

Gisela Mettele beschreibt die Herrnhuter Brüdergemeine als „transnationale Gemeinschaft“, wobei auch sie konzediert, dass es im 18. Jahrhundert, ihrem Untersuchungszeitraum, noch keine Nationalstaaten gab. Allerdings zieht sie daraus nicht die logische Konsequenz, dass es dann auch keine transnationalen Gemeinschaften gegeben haben kann. So bleibt es nicht aus, dass sie in ihrer empirischen Darstellung die eigenen Grundannahmen widerlegt, wenn sie aufzeigt, wie die Brüdergemeine im 19. Jahrhundert nationalisiert wurde, insbesondere in den USA.<sup>29</sup> Die Brüdergemeine war allenfalls eine ‚prä-nationale‘ Gemeinschaft,<sup>30</sup> keineswegs aber eine ‚transnationale‘; schließlich hat sie die Nation nicht überschritten, sondern wurde von ihr eingeholt. Imperien, Netzwerke, Diasporen usw. sind keine Überwindung des Nationalen, sondern Alternativen dazu. Eine kritische Geschichtswissenschaft sollte das Nationale in seiner historischen Bedeutung relativieren, Nation und Nationalstaat nicht mehr als die selbstverständlichen und dauerhaften Referenzgrößen historischen Forschens ansehen, sondern sie historisieren. ‚Transnationale Geschichte‘ in ihrer gegenwärtigen wahllosen und unreflektierten Verwendung ist dafür ungeeignet.

28 Logisch inkonsistent argumentiert auch Martin Krieger, der für eine ‚transnationale Geschichte‘ der frühen Neuzeit eintritt, selbst zugesteht, dass es noch keine Nationalstaaten gab und sein Plädoyer gar nicht auf den Begriff der ‚Transnationalität‘ konzentriert, sondern eine Fülle an Beispielen für das bringt, was Frühneuzeithistoriker schon immer getan haben, nämlich die Geschichte einer Zeit erforschen, in der es keine Nationalstaaten als normative Bezugsgrößen gab: Krieger, Martin: „Transnationalität“ in vernationaler Zeit? Ein Plädoyer für eine erweiterte Gesellschaftsgeschichte der frühen Neuzeit, in: Geschichte und Gesellschaft 30 (2004), H. 1, S. 125–136.

29 Mettele: „Imagined Community“ (wie FN 22), S. 63 u. 66. Auch der Bezug auf Benedict Andersons Formel von der „Imagined Community“ im Titel gibt Anlass zu falschen Gleichsetzungen, denn die Herrnhuter waren, wie die Autorin detailliert nachweist, gerade keine *imagined community*, sondern eine reale Gemeinschaft. Die Medien nutzten sie zu ihrer Kommunikation, während die Medien in Andersons Nationalismustheorie gerade nicht zur Kommunikation der Mitglieder einer Gemeinschaft dienen, sondern ihnen Anlass bieten, sich als Gemeinschaft zu imaginieren.

30 Ein Begriff wie ‚pränational‘ soll aber nicht als Vorschlag zu einer begrifflichen Alternative aufgefasst werden, da er ebenfalls den Nationalstaat und die Nation als universale Referenzgröße festschreibt, womit nichts gewonnen ist. Ähnlich wie Mettele argumentiert Patel, wenn er anhand seines Beispiels vom Pfälzer, der erst in den USA zum Deutschen wird, meint, man könne daran „die Konstituierung des Nationalen aus dem Transnationalen“ erkennen: Patel: Überlegungen (wie FN 21), S. 639. Wie soll sich das Nationale konstituieren aus einer Entwicklung, die logischerweise erst nach ihm kommen kann? Der Pfälzer, der nach Amerika auswandert, hat mit der Nation nichts zu tun, seine Auswanderung ist kein transnationales Phänomen, sondern spielt sich außerhalb des Bezugsrahmens der Nation ab. Er wird in den USA ‚nationalisiert‘, wie ihm das später auch passiert wäre, wäre er in Deutschland geblieben.

Selbst wenn ‚transnationale Geschichte‘ sich an die historiographische Überwindung real existierender Nationalstaaten wie des Kaiserreichs macht, bleibt sie auf die Nation bezogen. Die Erweiterung, die sie bringt, besagt nur, dass die Nation sich nicht allein aus ihrer territorialen Geschichtlichkeit erklären lässt, sondern Außeneinflüsse mit integriert. Die Bedeutung solcher Befunde soll keineswegs geleugnet oder verkleinert werden – wenn sie denn wirklich empirisch erbracht werden –, aber man muss sich darüber im Klaren sein, dass die Nation als zentraler Referenzpunkt der neuzeitlichen Geschichte damit eben nicht überwunden wird. Außerdem bleibt ‚transnationale Geschichte‘ einem eurozentrischen Geschichtsbild verhaftet, weil es ihr im wesentlichen um eine Erweiterung der Perspektive auf die eigene Geschichte geht, während der Gewinn für die außereuropäische Geschichte bescheiden bis marginal bleibt. In vielen Beiträgen kommen die außereuropäischen Völker als geschichtlich Handelnde kaum vor, sondern es sind die Vorgehensweisen von Kolonialbeamten, Missionaren und Forschungsreisenden, es sind ihre Perspektiven, Herrschafts- und Disziplinierungstechniken, ihre Bilder vom ‚anderen‘, die nach Europa rücktransportiert werden; eher ausnahmsweise wird das Handeln der Afrikaner, Inder, Chinesen oder Polynesier ernst genommen. Die Gegenprobe macht es deutlich: Keese benutzt den Begriff in seinem Buch kein einziges Mal, weil er für die außereuropäische Geschichte selbst noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts irrelevant ist.

Ein Beispiel aus der Feder eines der Exponenten der ‚transnationalen Geschichte‘ macht deutlich, wie sehr er den Wert dieser Perspektiverweiterung in den Rückwirkungen aus den Kolonien auf die europäischen Staaten sieht. In dem bereits erwähnten Sammelband „Das Kaiserreich transnational“ untersucht Sebastian Conrad die „Eingeborenepolitik“ in Kolonie und Metropole<sup>31</sup>, wobei bereits der Titel unterstellt, man könne für Deutschland von einer „Eingeborenepolitik“ sprechen, die sich in irgendeiner Weise mit derjenigen in Ostafrika vergleichen ließe, was im Text aber nicht eingelöst wird. Conrad zeigt, wie Pastor Friedrich von Bodelschwingh bestimmte pädagogische Konzepte in Ostwestfalen ausarbeitete und wie er sich später in der Mission engagierte. Offensichtlich wurden diese Konzepte dann in den Missionsstationen in Ostafrika angewandt, mit begrenztem Erfolg, wie sich zeigen sollte. Über Plausibilitäten einer kausalen Verknüpfung kommt der Verfasser nicht hinaus, letztlich bleibt es ein Parallelismus. Eine wirkliche Verflechtung wird in dem Aufsatz also gerade nicht gezeigt, denn es fehlt jeder Nachweis einer Rückwirkung aus den Kolonien nach Deutschland. Vielmehr nimmt die Entwicklung gerade den entgegengesetzten Weg, da eindeutig in Europa entwickelte Konzepte nach Afrika übertragen werden, es ist eine herkömmliche Transfergeschichte. So dekonstruiert Conrad seine eigene These, auf deren Triftigkeit er gleichwohl beharrt. Eines der beliebten und auch von Conrad zitierten Beispiele sind die Fingerabdrücke, die die Briten in Bengalen als biometrisches Überwachungsmittel erfanden und das dann bald in Europa sich allgemeiner Beliebtheit bei Polizisten und Politikern erfreute. Aber was ist daran bengalisch? Würde es einen Unterschied für die Interpretation machen, wenn die Fingerabdrücke statt in Bengalen in Uganda entwickelt worden wären? Es zeigt sich, wie eurozentrisch ‚transnationale Geschichte‘ sein kann!

Vor allem aber sind Kolonien mit ihren neu gezogenen Grenzen keine Nationalstaaten, vielmehr waren während der Kolonialzeit und über die Entkolonialisierung hinaus bis in die Gegenwart eine Vielzahl anderer politischer Verfasstheiten von Dorfgemeinschaften über Stadtstaaten, Großreiche, staatenlose Gesellschaften oder Kaufleutdiasporen für die Men-

31 Conrad, Sebastian: „Eingeborenepolitik“ in Kolonie und Metropole. „Erziehung zur Arbeit“ in Ostafrika und Ostwestfalen, in: ders./Osterhammel (Hrsg.): Kaiserreich (wie FN 17), S. 107–128.

schen entscheidend. Conrad spricht vom „Bedürfnis nach nationalstaatlicher Abgrenzung“, wovon sich „das historische Denken erst langsam wieder erholt“ (S. 169). Die entscheidende Frage ist in diesem Kontext: wessen historisches Denken? In vielen Teilen der Welt sind Nationalstaaten eben nicht die entscheidenden Referenzgrößen für die Historiographie, und selbst wenn sie sich auf nationalstaatliche territoriale Einheiten als ihre Forschungsgegenstände beziehen, so war sich die außereuropäische Geschichte der Relativität des Nationalen stets bewusst und benötigt darum das Konzept der ‚transnationalen Geschichte‘ nicht.<sup>32</sup> Für die außereuropäische Geschichte, soweit sie sich mit kolonialer Herrschaft befasst, ist mit dem Ansatz außer einigen interessanten empirischen Beispielen wenig sichtbar geworden, was nicht schon längst im Visier der in diesem Bereich arbeitenden Historiker gewesen wäre. Wir haben es hier mit einer perspektivischen Asymmetrie zu tun, die den eurozentrischen Charakter der ‚transnationalen Geschichte‘ enthüllt: Sie dient im wesentlichen dazu, die europäische nationalgeschichtliche Selbstgenügsamkeit aufzubrechen, für die außereuropäische Geschichte kann sie allenfalls für die nachkoloniale Zeit irgendeinen Wert haben. Doch selbst dieser hält sich in engen Grenzen, da es die Historiker der außereuropäischen Regionen ohnehin gewohnt sind, Verflechtungsgeschichte zu betreiben. Die neueren kulturgeschichtlichen Ansätze verdanken nicht umsonst der Ethnologie entscheidende Anstöße, die schon vor Jahrzehnten Konzeptionen entwickelt hat, die nun als ‚transnationale Geschichte‘ nur in neuem Gewand auftreten und auf Europa angewandt werden.

Um abschließend noch einmal auf Lindners Studie zurückzukommen: Ihre Arbeit wäre ohne die häufige Bemühung der ‚Transnationalität‘ oder die gelegentliche der Diasporaforschung in ihren Ergebnissen genauso überzeugend ausgefallen, was einmal mehr als Beleg dafür gesehen werden kann, dass die ‚transnationale Geschichte‘ keine analytische Begrifflichkeit entwickelt hat. Immerhin benutzt Lindner an einigen Stellen vielversprechende begriffliche Alternativen, wenn sie von transimperialen (S. 224) oder transkolonialen (S. 22f.) Beziehungen spricht. Hätte sie noch international, interkolonial und interimperial hinzugenommen und die Begriffe in reflektierter Weise gegeneinander abgegrenzt und somit geschärft, hätte sie ein begriffliches Instrumentarium zur Verfügung gehabt, mit dem sie die feinen Unterschiede historisch angemessen hätte analysieren und ihre Darstellung auch begrifflich in adäquater, nämlich differenzierterer Weise zum Ausdruck bringen können, die der Subtilität ihrer empirischen Beschreibung gerechter geworden wäre.

Während die wechselseitige Beobachtung deutscher und britischer Politiker und Ministerialbürokratien eher als internationale Beziehungen gewertet werden können, lassen sich die Vorgänge außerhalb Europas nur in Einzelfällen zutreffend als ‚transnational‘ erfassen, dann nämlich, wenn es wirklich zu einer Erweiterung ihres Blicks kommt. Wenn sie den jeweils anderen in nationalen Klischees darstellen und Eigenschaften wie die Staatsverliebtheit der Deutschen hervorheben, bestätigen sie nur die eigene nationale Selbstbeschreibung durch die Betonung von Differenz. Das aber ist sicher nicht ‚transnational‘ im Sinn einer Überwindung der Nation. Aber viele der Entwicklungen in den Kolonien sind keine Abwendung von der Nation, sondern sie haben mit ihr schlicht nichts zu tun. Die Interaktionen zwischen Kolonialbeamten und Afrikanern sind so wenig ‚transnational‘ wie das Geschäftsgebaren mancher Kaufleute. Vielmehr greifen sie auf Handlungsweisen zurück, die älter sind, die mit Nation und Nationszugehörigkeit wenig zu tun haben.

<sup>32</sup> Historiker, die sich mit Kulturbegegnungen im Zeitraum des europäischen Mittelalters und der frühen Neuzeit befassen, werden mit ‚Transnationalität‘ so wenig anfangen können wie ihre Kollegen, die sich mit außereuropäischen Regionen beschäftigen. In beiden Fällen ist der Grund derselbe: Nationalstaaten existieren entweder nicht oder sie nicht die zentralen Referenzgrößen.

Wenn man alles auf Nation bezieht, vergibt man sich wichtiger Erkenntnisse und vor allem der Möglichkeit, die Grenzen der Nation wirklich aufzuzeigen und neue Forschungsfragen zu entwickeln, die sich jenseits von Nation und Nationalstaat bewegen. Die Grenzen der Nation sind nämlich viel enger, als oft angenommen wird, weswegen die Konjunktur der ‚transnationalen Geschichte‘ letztlich mehr über die Historiker aussagt, als dass sie historische Erkenntnis hervorbringt.

*Anschrift des Verfassers:* Prof. Dr. Christoph Marx, Universität Duisburg-Essen, Historisches Institut, 45117 Essen  
*E-Mail:* christoph.marx@uni-due.de